# Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich — Halle a. S., den 25. August — 1921 / Nr. 188


## Wohl bekomms.

Von

Hans Franck.

(Nachdruck verboten.)

Ein ebenso seltenes wie seltsames Beispiel von Dienstreue gab in jenen Jahren, da unser Volk noch in Herrschende und Dienende auseinanderfiel, eine mecklenburgische Magd. So sehr war sie von dem Willen zur Gehorsam besessen, daß der Knochenmann mit der Hippe auf sie warten mußte, bis sie ihre letzte Obliegenheit erfüllt hatte. Nicht nur getreu bis in den Tod, sondern — wenn man dem biedern Doktor den Glauben nicht verweigert, der aus eigenem Augenschein in seinen „merkwürdigen medizinischen Erlebnisse aus meiner höchstselben Praxis im Feld und Daheim" von ihrer Treuetat als Tote berichtet — sondern: getreu bis über den Tod hinaus, ist sie ein tröstliches Exempel dafür, daß das Kleine, wenn es einen Menschen ganz einnimmt, mächtiger ist als das Große, so den Wenigen vorbehalten wurde; daß das Allerirdischste, wenn eine Seele sich ihm ohne den winzigsten Rückhalt hingibt, stärker ist als das Urewige, dem wir auf Gnade und Ungnade ausgeliefert erschenen.

Saß da an einem Herbstabend nach einer streckereichen Sauhatz Christian von Koppelow in dem Schlosse seiner Väter mit einem halben Dutzend Gäste an der Tafel. Geladen waren außer den junkerlichen Jagdgenossen niemand als der Pfarrer des Dorfes und der Doktor aus der nahegelegenen Amtsstadt. Der Pfarrer, weil Christian von Koppelow nur beim Wein- und zwar nicht vor der neunten Flasche — beichtete; der Doktor, damit er — sub primo — bei Bauchbeschwerden mit Pulver bei der Hand war und — sub secundo — keine Gelegenheit versäumte, seine Feldschertätigkeit durch Uebung frisch zu erhalten. Denn die mecklenburgischen Junker gingen, wenn Wortgründe die Pforten zu ihren Obotritenschädeln nicht mehr zu finden vermochten, des öftern dazu über, sich die abweichenden Meinungen kurzerhand gegenseitig mit Zinnkrügen in die Köpfe hineinzuhämmern. Der Koch, welcher wußte, daß beim Braten eine leckere Sauce die Hauptsache ist und sich auch in dem Punkte in dem Geschmack seines Herrn auskannte, ließ an diesem Abend die Speisen von der Lise, einer drallen Dirne von achtzehn Jahren, auftragen. Bei jeder Schüssel sparte er nicht mit Mahnungen, sie sorgsam in Händen zu halten, damit nichts verschoben oder gar verschüttet werde. Die Lise mußte nämlich, da die Küche sich im Erdgeschoß des Schlosses befand, der Speisesaal hingegen im ersten Stock gelegen war, jedesmal einen halbdunklen langen Gang und die hellerleuchtete Treppe passieren, deren Stufen bis unmittelbar vor die Tür führten, hinter der getafelt wurde. Als das Spanferkel an die Reihe kam, wurde der Koch mit seinen Mahnungen zur Sorgfamkeit geradezu verschwenderisch, machte auch statt des Küchenjungen diesmal höchsteigenhändig der Magd die Tür auf. Die Lise ging, seiner Worte leise lachend, ihres gewohnten Weges. Uebermütig — wie konnte ihr ein Mißgeschick geschehen? — begann sie im Weitergehen die schwere Schüssel auf- und abzuschwingen. Plötzlich stand, den Weg versperrend, der Jochim breitbeinig vor ihr. Der Jochim, ein starkknochiger, baumlanger Kerl von fünfundzwanzig Jahren war der Leibkutscher Christian von Koppelows. Seit Jahr und Tag stellte er der Lise nach. Diese wies ihn nicht ab, schenkte jedoch, so sehr er sie bedrängte, seinem Werben auch kein Gehör. „Noch nicht!" pflegte sie als Letztes lachend zu sagen, wenn der Ungeschlachte mit seinen rostroten Pratzen zupacken wollte und sie ihm wie ein Wiesel entwischte. „Nun?" fragte der Jochim mit unterdrückter Stimme und seine Frage war wie ein erstes dumpfes Wettergrollen. „Nun? Heute?" Die Lise gab statt ihres gewohnten hoffnungslassenden Nochnicht! diesmal ein herausforderndes Heute gewiß nicht! zur Antwort. Der Jochim warf ihr mit einer Leidenschaft, die sich von Sekunde zu Sekunde drohender zusammenballte, vor: sie habe ein Auge auf den Herrn geworfen und werde, wenn er sie, von Wein erhitzt, am Schluß der Tafel bei der Hand nehme und mit sich in die Kammer ziehe, ihm nicht nein sagen. Die Lise lachte. Als ein farbiges Nichtdoch! sollte ihr Lachen erscheinen. Aber dem Nichtdoch! war ein: Und wenns so ist, was kümmerts Dich! so sichtlich beigemischt, daß der Jochim zischend schwur: er werde nicht, wie sein Vorgänger, der Jürgen, „Schön Dank!" sagen, wenn der Herr ihm außer einer Kätnerei die Anwartschaft auf einen Stammhalter am Tage ihres ersten Aufgebots als Hochzeitgabe zuschiere. Die Lise lachte. Der Jochim stieß, nur noch mit Mühe den Ausbruch seiner Stimme zurückhaltend, durch die Zähne: Heut!! Oder er stünde für nichts ein. „Aus dem Weg!" herrschte halblaut die Lise, der nun doch das Lachen — mehr aus Aerger als aus Angst — vergangen war, den Ungebärdigen an. „Kannst nicht sehen, du Tölpel, daß ich keine Hand frei hab, mich zu wehren? Aus dem Weg! Die Herren warten!" — „Weil du keine Hand frei hast, lachte nun der Jochim, „geh ich nicht aus dem Weg. Es sei denn, daß du mir endlich Antwort gibst. Heut? Ja oder nein?!" — Schon wollte die Lise um Hilfe rufen. Dann aber — es mußte mit dem Bösen zugehen, wenn sie selber sich nicht vor einem Mannsbild retten konnte! — dann erspähte sie eine günstige Gelegenheit und — die Schüssel mit dem Spanferkel hoch über den zum Zupacken Niedergeduckten wegbebend — schlüpfte sie an dem Jochim, der alles andere als diesen Versuch, ihm zu entkommen erwarten hatte, so geschickt vorbei, daß sie nicht einen Tropfen der Sauce verschüttete. Als er sah, daß sie ihm auch diesmal, wo es ihm bei der Enge des Ganges und der Unfreiheit ihrer Hände unausdenkbar erschienen war, wiederum entwischen wollte, übermannte den Jochim die Wut. Er riß ein Messer heraus, stieß es der Lise bis an das Heft in den Rücken und rannte davon.

Ein Schüttern lief durch die Lise hin. Einen Augenblick lang erschien es, als werde sie zusammenbrechen. Dann aber rief sie sich selber tieferschrocken zu: „Der Braten!" und mit einer seltsamen Starrheit ging sie, die Schüssel von dem ungewohnten Platz hoch über ihrem Haupte nicht wieder herunterholend, den endlosen Gang entlang, die Treppe hinauf, durch die Tür des Speisesaales, die einer der Jagdgehilfen, die dort Wache hatten, aufriß, quer durch den Saal und setzte das Spanferkel vor dem Gastgeber auf den Tisch nieder. Doch, als sie mit einem „Wohl bekomms!" den gewohnten Knix machen wollte, um wieder hinauszugehen, brach sie ohne einen Laut zusammen. „He, Lise," fuhr Christian von Koppelow unwirsch auf, „seit wann hast du Zustand?" „Nicht böse werden, Herr," hauchte die Lise. „Ich muß schnell ein bißchen sterben. Nicht den Appetit dadurch verderben lassen. Hab keinen Tropfen Sauce verschüttet. Zulangen Herr! Hab die Schüssel nicht fallen lassen. So sehr es dem mit der Hippe auch pressierte. Hab die Schüssel nicht fallen lassen, Herr! Als man mit Fackeln zusprang, sah man die Blutspur, welche die Lise bei jedem Schritt hinter sich gelassen hatte. In einemfort schüttelte der Doktor, da er die Wunde untersuchte, den Kopf und erklärte auf Befragen endlich: „Kein Mensch, nicht einmal der stärkste Mann, vermöchte nach dem Stich auch nur einen einzigen Schritt zu gehen." „Aber sie ist gegangen!" wies Christian von Koppelow den Doktor zurecht. „Wohl", erwiderte dieser unverwirrt, „sie ist gegangen. Aber nicht als Lebendige. Sondern: als Tote." „Ob er nie vernommen hätte, daß ein Huhn, dem der Kopf abgeschnitten wäre, auch nach seinem Tode noch Schritte machen könne?" „Aber gackern kann es nach seinem Tode nicht mehr," warf Irgendjemand dazwischen. Der Pfarrer griff vermittelnd ein. „Ob die Lise als Tote oder als Lebendige, um ihre Obliegenheiten zu erfüllen, ihren Weg zuende gegangen sei, werde niemand von ihnen entscheiden. Das wisse nur der da oben. Soviel aber sei gewiß, daß auf dem ganzen Gut keine Seele atme, die ihrem Herrn so ergeben wäre, wie die Hingemordete." „Keine wie diese," sagte Christian von Koppelow vor sich hin, als er der Toten die Augen zudrückte und ihr über das roggenblonde Haar strich. „Keine, wie diese!" Und in seinen Augen war ein Leuchten, in seinen Worten ein Flackern, das nicht die Dienstreue der Magd in ihm entzündet hatte. Dann richtete er sich mit einem Ruck auf, gab Befehl, daß man die Leiche der Lise in ihre Kammer schaffe, und den Jochim, der — wie das Messer erwies — der Täter sei, am ersten besten Ast, den man fände, aufknüpfte.

Als man sich wieder zur Tafel setzte, zeigte es sich, daß den Gästen der Appetit zu dem Spanferkel vergangen war. Da schritt Christian von Koppelow sich als Erster ein saftiges Stück von ihm herunter. „Wollen wir ihr das antun, daß sie ihren Gang nach dem Tode umsonst getan hat?" Auf solche Frage konnten die Gäste ihr Nein nur durch die Tat geben. Jeder, außer dem Pfarrer, der die Schüssel ohne sich zu bedienen vorübergehen ließ, folgte denn auch beherzt dem Beispiel des Gastgebers. Als alle aufgelegt hatten, trat der Jagdgehilfe, der die Tür vor der Lise aufgerissen hatte, ein und meldete, es wäre nicht mehr von nöten, den Jochim zu richten. Er selber habe sich an einer Peitschenschnur im Pferdestall aufgehängt. Noch einmal verschlug es den Gästen Cristian von Koppelows den Appetit. Doch dieser fand auch diesmal das Wort, das sie auf den Weg ihrer Gewohnheit zurückwies. „Wohl bekomms!" rief er so unmittelbar nach der letzten Silbe der Meldung des Jagdgehilfen, daß zweifelhaft blieb, ob dieser Wunsch dem baumlangen Jochim oder dem zerteilten Spanferkel zugerufen war. Die Gäste, die Doppeldeutigkeit des Rufes erkennend, brachen in erzwungenes Gelächter aus, griffen zu den Bestecken und hinüber und herüber schallte es, untermischt vom Gequietsch mutig gewordener Messer: „Wohl bekomms!"

## Was nützen mir die schönen Schuhe ..

Von

Hans Egge.

(Nachdruck verboten.)

Dieser Titel ist ein Plagiat. Otto Stoeffl hat einen Roman geschrieben, der so heißt; ich habe ihn zwar nicht gelesen, aber wenn sein Inhalt hält, was der Titel verspricht, dann habe ich diesen Roman ungefähr erlebt.

Meine neuen Schuhe sind von einem wundervollen Ockergelb, das ausgezeichnet in die sommerliche Landschaft paßt; sie sind graziös und dabei noch männlich, ihr nobles Leder umschmeichelt den Fuß in devoter Huldigung; sie sind ein Gipfel der Schuhbekleidung, ein Meisterstück — ja ich gestehe es schuldbe laden: meine schönen Schuhe sind Luxusschuhe.

Daß ich diese Schuhe besitze, daran ist meine Frau schuld. Wieviel reuige Tränen hat sie schon vergossen, daß sie sich zu dem vermessenen Wunsche hinreißen ließ, mich auf schönen Schuhen einherschreiten zu sehen. Es kam so: sie sah im Schaufenster eines eleganten Schuhgeschäfts das verhängnisvolle Paar auf einem kleinen Glaspostament stehen — was stehen, strahlen! — und von diesem Meisterwerk der Schuhschöpfung wie hypnotisiert, trat sie ein, fragte nach dem Preis, überwand mit Aufgebot aller Energie einen Ohnmachtsanfall und legte heroisch dreiviertel des Wirtschaftsgeldes — es war am 3. des Monats — auf den Tisch.

## Geschmückt mit Leichtsinns bunten Bändern ...

Roman von

Fred Nelius.

(Copyright 1921 by „Der Neue Zeitungs-Roman", Leipzig.)

(Nachdruck verboten.)

Kling — klang ...

Der Hauptmann von Ellgott nickte zu seiner schönen Frau.

„Prost, mein Schatz!"

„Prost, Hein!"

Mit seinem scharfen Klingen lippten die grünen Gläser Rand an Rand.

Schnabernd sogen die genußfrohen Sinne an dem kräftigen Duft des 15er Oltzsberger. „Mmm ... Welch herrliche Blume."

Dann schlürfte und gluckste es. Und wie ein Strom köstlich erquickender Lebensbronnen floß der goldgelbe Moselwein über die durstige Zunge.

„Ein Weinchen! ..."

Die junge Frau drüben lachte:

„Du Bacchuspriester!"

Es war an einem Novemberabend. Draußen auf dem Friedrichs-Ring der altehrwürdigen Wettin-Residenz — nun Freistaates Sachsen Hauptstadt — fiel der erste Schnee. Unablässig rieselten dort die breiten weißen Flocken durch die schwarze Herbstluft. Kalt und eisig pfiff der Sturm um die Mauern des Rathauses.

Unten im Dresdner Ratskeller aber war es mollig und warm. Behaglich breitete sich darinnen die Freude.

Im „Blauen Zimmer" löste sich langsam die Stimmung frohen Genießens.

Immer neue schlanke oder bauchige Sortenbrecher schafften die Kellner. Edle Marken der Mosel, des Rheines, aus Bordeaux und Burgund. Unermeßliche kostbare Schätze des anderen Orts immer schlechter und teurer werdenden Rebenblutes spendete auch jetzt noch der Ratsweinkeller den Dresdner Bürgern zu wohlfeilem Preise.

Bläulicher, duftender Tabaksqualm zog mit seinem Dunst über die Tische. Tausend kleine Teufelchen der Lust und des Leichtsinnes hoben grinsend die Köpfchen aus Römer und Sektkelch. Heidi! .. Schon zischte die Peitsche gegen Griesgram und Mißmut.

Hei — heidi! Kling — klang! — Schluck — gluck ... Hier schien es gut sein.

Die junge elegante Frau mit dem kupferglänzenden Braunhaar drehte die Speisekarte. Sagte mit einer klingenden und doch etwas müden Stimme:

„Wir haben Pech. Geraten immer an fleischfreien Tagen hierher. Ja nun?"

Der schlanke bleiche Mann mit dem blinkenden Einglas im Auge lachte ein wenig — doch so, daß die Lippen zwei Reihen blinkender Raubtierzähne enthüllten. Und während er an seinem Oltzsberger sog, färbten sich die Backenknochen langsam zu heftiger Röte.

„Braucht man zu essen, wenn man trinken darf? Solchen Wein, Annelies ... ?"

„Ja Du ..."

„Ja ich ... Mir fällt dann immer ein Studentenlied ein. Das variiere ich mir nach meiner Art. Kann in herben Zeiten wohl das Essen meiden, wenn es nicht gedricht an edlem Rebensaft."

Da zog wie ein flüchtiger Schatten Unmut über seinen Blick. Ein: „Gestatten Sie ..?" klang von links. Hochmütig, wie es oft seine Art, prüfte Hauptmann von Ellgott den Herrn, der eben nach einer leichten Verbeugung mitten zwischen ihn und seine Frau seinen Stuhl an den Tisch heranschob.

Ellgott's waren nicht mehr alleine. Oh ... In die behagliche Stimmung von vorhin sprang es wie ein seiner trennender Riß. Mußte dieser Unwillkommene auch gerade an diesen Tisch geraten! Die beiden sahen sich einverständlich an.

Dann wendete Frau Annelies sich mit erhöhtem Interesse dem Studium der Speisekarte zu. Bis sie bat:

„Also Rotzunge. Ja?"

„Schön. Und ich werde ein Paar Würstchen nehmen."

Ellgott's sahen jetzt stiller wie zuvor. Jedes Wort der Unterhaltung mußte als Zwischengenfur die Ohren des Tischgastes passieren.

Verstimmt hielt Herr von Ellgott stumme Zwiesprache mit seinem Weinglase. In den Trinkpausen prüfte er über die hochgefalteten Hände hinweg unauffällig den Ungebetenen.

Der war — schlank, rassig in Gesichtsschnitt und Händen, elegant in Kleidung und Wäsche — eigentlich ein Mensch, dessen Tischgenossenschaft keine Unehre machte.

Und als der Prüfung Endergebnis ging es ihm durch den Kopf: Standesgenosse ... Wahrscheinlich Offizier.

Der Kellner hatte das Essen gebracht. In die Stille zwischen den drei Menschen am Tisch klang das Knacken der weißen Zähne in die prallen Würstchen — das Hantieren mit Messer und Gabel. Ab und an schluckte Herr von Ellgott an seinem Wein.

Als ihm da plötzlich ein scheußlicher Gedanke kam.

„Du, Annelies ... Heute ist fleischfrei, sagtest Du. Was alsdann sind das für Würstchen?"

Da tönte links von dem Ungebetenen her, an den sich die Frage doch eigentlich nicht gerichtet hatte, ein diskretes aber zweifellos amüsiertes Lachen. Und mit einem Schmunzeln, das ihm famos zu Gesichte stand, sprach er in das Unbehagen des Hauptmanns von Ellgott hinein:

„Ohne Zweifel Roß- oder Ziegenwürste."

„Herrjeh ..."

So erschreckt ließ dieser Messer und Gabel fallen, daß nun beide hellauf lachten: Frau Annelies wie der Ungebetene.

„Wenn man in dieser Zeit nichts Schlimmeres vorgesetzt bekommt wie Roß- oder Ziegenwürste, muß man zufrieden sein —" schmunzelte der letztere jetzt wieder. „Darf ich an die Hamburger Sülz- und Konserven-Fabriken erinnern?"

Aber der empfindsame Hauptmann wehrte mit beiden Händen.

„Um Gottes willen — bitte hören Sie auf." Und er schob den Teller, auf dem noch eine dicke Blutwurst fettig prallte, mit Ekel weg von sich. „Die Happen, die schon unten liegen, drehen sich ja im Magen herum." Dann griff er mit hastigem Griff zum Römer. „Ja, der Wein. Wenn der nicht noch wäre. An diesem Oltzsberger ist alles edel und echt. Keine Enthüllungen über Konserven-Geheimnisse können mir den verekeln."

Er hatte das Glas erhoben — ein wenig gezaudert — — es schließlich leicht zum Nachbarn gesenkt.

Mit höflichem Dank tat dieser Bescheid. Verbeugte sich dann.

„Oberleutnant Erkert."

„Ellgott." Ueber seine richtige Einschätzung des andern erfreut — lachte der Hauptmann. „Na, da hatte ich doch mal wieder recht." Und wollte weiter wissen:

„Sind Sie bei der Reichswehr in Dresden?"

Jedesmal, wenn der Oberleutnant Erkert lacht, war jener eigene männliche Charme in seinem schmalen Gesicht, der es so anziehend machte. So auch jetzt, als er lächelnd sagte:


Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210825022/fragment/page=0001

„Lieber Arnold" — so heiße ich nämlich — „ich habe Dir ein Paar braune Schuhe mitgebracht, sie sind recht preiswert, gefallen sie Dir?" — Wiewohl ich auf Aeußerlichkeiten wenig Wert lege, so muß ich doch gestehen, daß mir die Schuhe, zumal ihre aparte Farbe, außerordentlich gefielen.

Zum erstenmal in den neuen Schuhen, fuhr ich mit meiner Frau in die Stadt. Schon im Straßenbahnwagen fiel es mir auf, daß die Leute teils neugierig, aber größtenteils gehässig auf meine Füße starrten. Was wollten sie nur? Da hörte ich es hinter mir wispern. Ich erschrak —: in der Tat, es war von meinen Schuhen die Rede. Vermutungen, wieviel sie gekostet haben mögen und wie groß mein Einkommen sei, und daß es Leute gäbe, die nicht wüßten, wohin mit dem Geld, und daß es in der Welt unrecht zugehe, und überhaupt, die „Rote Fahne" hätte ganz recht, — —. Ich war aufs äußerste bestürzt. War ich mit meinen neuen Schuhen der Volksseele zunahegetreten?

In der Stadt trafen wir einen guten Bekannten. „Ei, ei, so — so, Du hast neue Schuhe, sie sind recht schön, die Farbe allerdings . . . hm, die waren nicht billig. Hast wohl in der Lotterie gewonnen?" „Ja", sagte ich wahrheitsgemäß, „ich bin mit meinem Achtellos herausgekommen." — „So, hm — Du entschuldigst mich, ich habe noch etwas Eiliges vor." Und fort war er. Was hatte er nur? Ich wurde das Gefühl nicht los, daß meinen neuen Schuhen auf Schritt und Tritt neiderfüllte, taxierende Blicke folgten.

Am andern Tag mußte uns auch einer jener Bekannten begegnen, dessen dargebotene Biedertatze man sozusagen nur mit den Fingerspitzen in die Hand nimmt. Ich war verlegen, ich glaube sogar, ich bin rot geworden, und während er abwechselnd meine Schuhe und mein Gesicht erforschte, sprach er von gleichgültigen Dingen. Jeden Augenblick erwartete ich eine Bemerkung über meine Schuhe — aber es kam nichts. Das machte mich geradezu ängstlich. Es war ihm ja auf dem Gesicht geschrieben, daß meine Schuhe in dem Mittelpunkt seines Interesses standen, — und dennoch dieses dräuende, ungewisse Schweigen!

Am übernächsten Tag erhielt ich drei anonyme Briefe. Darin wurde ich in mehr oder weniger höhnischer Verklausulierung teils des Schiebertums, teils des Landesverrats verdächtigt.

Um ganz sicher zu gehen, wie ich in der Oeffentlichkeit, die ich zum erstenmal mit meinen neuen Schuhen betreten hatte, bewertet würde, ließ ich durch den Bruder meiner Frau in der Auskunftei „Argus" eine Information über mich einholen. Sie lautete zuerst nicht ungünstig; aber dann hieß es, „seit jüngster Zeit lebt Korff auf großem Fuße" (der große Fuße doppelt unterstrichen). „Das Vertrauen in seine bisherige Reellität ist erschüttert."

„Frau", sagte ich, „liebe, gute Frau, was hast Du mir da ins Haus gebracht! Ich beschwöre Dich, sage mir, sind wir Schieber, Landesverräter, Spekulanten?! Was ist geschehen?" Ich muß wohl die Augen sehr wild gerollt haben. Meine Frau brach in Tränen aus und schluchzte hervor: „Ich wollte — Dir — doch — nur ein Paar schöne — Schuhe kaufen, weil — weil — sie so schön waren."

Ich erfuhr den Preis; es war Auslandsware. „Frau", sagte ich, „weißt Du auch, daß Du unsere Valuta verschlechtert hast?!"

Wir berieten. Meine Frau schlug vor: Schwarz färben. „Es liebt die Welt das Strahlende schwarz zu färben", rezitierte ich düster. „Nein", sagte ich entschlossen und machte eine radikale Handbewegung. Ich sehe ein, es ist zu schwer, ein Paar neue Schuhe in der Oeffentlichkeit durchzusetzen. „Was willst Du tun?", fragte meine Frau voll Angst.

Am späten Abend — es war eine wundervolle Sommernacht — ging ich fort; in den neuen Schuhen. Hinaus auf die Wiesen an der Aster. Lange ging ich und hielt zärtliche Zwiesprache mit meinen Schuhen, die ich trotz allem lieb gewonnen hatte. Ich setzte mich auf eine Böschung und begann die Schnürbänder langsam zu lösen. Ein kurzer, aber inniger Abschied, ein leises Gluchsen, noch eines, und die schönen Schuhe verschwanden unter dem mondbeglänzten Wasserspiegel . . .

Ich steckte die Socken in die Tasche, krempelte die Hose hoch und wartete mit freudigen Kneippgefühlen durch die taugen nächtlichen Wiesen unserem Hause zu, das an ihrem Rande lag. Nur ein paar geigenzupfende Wandervögel begegneten mir, die meine Barfüßigkeit mit respektvollen, kameradschaftlichen Blicken ad notam nahmen.

Ganz andere Augen allerdings machte meine Frau.

Am nächsten Tage aber zog ich wieder meine alten schwarzen Quanten an, die mit den Sohlenschonern Marke „Klammerfest", Fasson „Elbkähne". Denn was nützen mir die schönen Schuhe, wenn sie meinen Mitbürgern ein Aergernis sind?!

# Die letzten Vorgänge vor Bismarcks Entlassung *).

Als Kaiser Wilhelm nach jener verhängnisvollen Unterredung vom 15. März 1890 in sein Palais zurückkehrte, war er fest entschlossen, den Fürsten Bismarck zu einem noch näher zu bestimmenden Zeitpunkt und dabei auf möglichst ehrenvolle Weise zu entlassen. Denn wenn auch Bismarck in der Frage der Kabinettsorder nachgeben wollte, wie er meinte, so waren der täglich immer zunehmenden Reibereien ja viele geworden, daß ein weiteres Zusammenarbeiten ausgeschlossen war; ein Kanzler, der dem Monarchen die eingehende Beteiligung an den Staatsgeschäften in dürren Worten verwehrte, konnte nicht bleiben.

Da war es Bismarck selber, der die sofortige Entlassung nötig machte.

Der 15. März verstrich, und zur wachsenden Empörung des Kaisers schickte Bismarck, entgegen seiner ausdrücklichen Zusage, den Vortrag über die Kassierung der Kabinettsorder nicht ein! Wollte er dem Kaiser trotzen? Mißachtete er sogar in dieser prinzipiellen Frage den Willen seines Souveräns?

Gewiß: dies war der letzte, und zwar der Entscheidungskampf zwischen beiden; und eine Niederlage der Krone war ausgeschlossen.

Daß jetzt die letzte Kraftprobe zwischen Kaiser und Kanzler begonnen hatte, sahen auch minder Eingeweihte. Wieviel mehr die Nächstbeteiligten selbst!

Der Großherzog von Baden, der den kaiserlichen Neffen in diesen Tagen und Wochen beriet, prägte das Wort: es habe sich darum gehandelt, ob die Dynastie Bismarck, oder die Dynastie Hohenzollern regieren solle — ein Wort, das der Kaiser später wiederholte. Hätte Wilhelm II. diesmal nachgegeben, sagte der Großherzog, so hätte er jede Autorität verloren.

Der Kaiser wartete noch den Vormittag des 16. März ab und schickte dann den Chef seines Militärkabinetts, General v. Hahnke, zum Fürsten mit der Anfrage, ob er die Kabinettsorder nicht aufheben wolle?

Bismarck, der gerade die englischen Mitglieder der tags zuvor eröffneten internationalen Konferenz zu Tisch hatte, lehnte ab; es sei unmöglich, er brauche sie gegen „seine" Minister.

Damit war für den Kaiser die unbedingte Notwendigkeit eingetreten, den Machtkampf raschestens zu beenden.

„Da riß mir," schrieb er dem Kaiser von Oesterreich, „die Geduld; mein alter hohenzollernscher Familienstolz bäumte sich auf; jetzt galt es, den alten Trotzkopf zum Gehorsam zu zwingen, oder die Trennung herbeizuführen; denn jetzt hieß es, der Kaiser oder der Kanzler bleibt oben."

„Der Idee der kaiserlichen Gewalt," sagt Ranke über Wallensteins Ende, „und der Macht des Hauses Oesterreich mußte er erliegen, sowie sie sich gegen ihn kehrte."

Weil die Kraftprobe nun einmal angestellt war, mußte anderen Tages, am Vormittag des 17. März, der General v. Hahnke den Fürsten noch einmal aufsuchen und die Entscheidung dringend machen: wenn er die Kabinettsorder nicht aufhebe, so erwarte Seine Majestät sein sofortiges Abschiedsgesuch und ihn selber um 2 Uhr mittags im Schlosse, um dort seinen Abschied entgegenzunehmen. Bismarck erklärte jedoch dem kaiserlichen Sendboten, sein Gesundheitszustand erlaube ihm das Ausgehen nicht; zugleich erbat er eine Frist zur schriftlichen Eingabe seines Entlassungsgesuches.

Der russische Botschafter, mit dem er die Erneuerung des Rückversicherungsvertrages verhandelt hatte, konnte kaum das Reichskanzlerpalais verlassen haben, als die Aufforderung des Kaisers zum Rücktritt eintraf. Der General v. Hahnke hatte kaum seinen Auftrag ausgerichtet, als jene Konsulatsberichte mit dem verhängnisvollen kaiserlichen Handschreiben an den Fürsten zurückgelangten.

Welch tragische Verkettung der Ereignisse! Die Tragödie des Reichsgründers sollte so im tiefsten Sinne die Tragödie des deutschen Volkes werden!

*) Diese Ausführungen entnehmen wir einem demnächst erscheinenden höchst bedeutsamen Werke „Bismarcks Sturz" von Privatdozent Dr. Schüßler. (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.) Auf Grund des 3. Bandes der „Gedanken und Erinnerungen" sowie anderen noch unbekannten Aktenmaterials, erhalten wir ein abgeschlossenes Bild jener gewaltigen Tragödie. Die Politik Wilhelm II. erscheint vielfach in ganz neuer Beleuchtung, und die Katastrophe von 1918 wird bereits in jener Zeit eingeleitet.

# Literatur.

**Danzigs Geschichte.** Von Dr. Erich Keyser. Verlag A. W. Kafemann G. m. b. H., Danzig.

Die wirtschaftspolitischen Verhandlungen zwischen Polen und Danzig nahen sich ihrem Ende. Ihr Abschluß dürfte die Beziehungen zwischen der Republik und der Freien Stadt enger und freundschaftlicher als vorher gestalten, er wird für beide Staaten die Basis für neues Gedeihen und für neuen Fortschritt bilden. Es ist daher lebhaft zu begrüßen, daß gerade zur rechten Zeit dieser Tage im Verlage von A. W. Kafemann G. m. b. H. ein historisches Werk erscheint, das aus der Feder eines jüngeren Gelehrten, Dr. Erich Keyser, alle Fragen von Danzigs Geschichte auf Grund langjähriger Forschungen im Staatsarchiv gründlich behandelt. Die Schilderungen Dr. Keysers, besonders aus den Zeiten der Kämpfe zwischen den polnischen Königen und dem deutschen Ritterorden, sowie aus der Zeit Napoleons I., werden alle Leser lebhaft interessieren. Das Werk ist in erster Linie den Politikern, Beamten, Militärs zu empfehlen, aber auch für die Kaufleute wird darin über die wirtschaftliche Entwicklung Danzigs und Pommerellens sehr viel Neues und Wissenswertes gebracht. Besonders ausführlich ist die neuere Zeit behandelt.

**Martin und Lisbeth Frey, Rosen aus dem Rosengarten.** Verlag von F. E. C. Leuckart, Leipzig.

Selten hat eine Gedichtsammlung so eingeschlagen, wie der Rosengarten von Löns, und hat eine so große Zahl Komponisten gereizt, passende Weisen dazu zu erfinden. Unter ihnen allen gehört die vorliegende Sammlung, die 25 Gesänge enthält, zu den gelungensten. Sie haben jenen „Schein des Bekannten," den F. A. P. Schulz vom Liede verlangt. Die aus echt volkstümlichem Empfinden gestalteten Texte und die auf reiner Diatonik aufgebauten Melodien schmiegen sich so innig aneinander, als ob es nicht anders sein könnte, und die Begleitung — für Laute und Klavier gesetzt — bringt die in der Melodie gleichsam latent enthaltenen Harmonien, die Singstimme stützend und alles vermeidend, was dem Charakter des Volksliedes fremd ist. Es ist unnötig, einzelne Lieder besonders zu erwähnen, es ist kein wertloses darunter. Frischfröhliches und Melancholisches, Kräftiges und Zartes, alle Stimmungen sind vertreten. Die Lieder werden im Haus und auf der Wanderschaft schnell Eingang finden und manches sich vielleicht als echtes Volkslied einbürgern.

Dr. Hans Kleemann.

**Die moralische Offensive.** Von Prinz Max von Baden. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

Prinz Max von Baden, einer der nicht sehr zahlreichen deutschen Männer, auf deren Stimme auch im Ausland gehört wird, gibt in diesen Ausführungen eine bei aller Gedrängtheit sachlich vollständige Zusammenfassung dessen, was unter „moralischer Offensive" zu verstehen ist und wie sie innerhalb Deutschlands organisiert werden und im Ausland sich betätigen sollte. Drei Ziele muß die moralische Offensive haben. Sie muß erstens die — weit überwiegende — Mitschuld der Entente am Ausbruch des Krieges nachweisen, zweitens die ungeheure Mitschuld der Entente an der Art der Kriegführung deutlich machen, drittens die Wahrheit über die den Krieg verewigenden, das deutsche Volk und die Kultur Europas mit Vernichtung bedrohenden Wirkungen des Versailler Friedens in der Welt verbreiten. Diesem Zweck hätte eine große, alle auf nationalem Boden stehenden Vereinigungen heranziehende Institution zu dienen, die moralisch unabhängig von der Regierung, aber von dieser sachlich gefördert eine große Werbe- und Auskunftstelle für alle aufrichtigen Friedensfreunde der Welt und einen aktiven Posten in der Weltpolitik bilden müßte. (Anfragen vermittelt die Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) Eine Fülle wichtiger, teilweise bisher unbekannter oder unbeachteter Tatsachen und praktischer Anregungen, vorgetragen in warmer, fortreißender Sprache, begründet und stützt diese Forderungen, die hoffentlich in den weitesten Kreisen Gehör und baldige Verwirklichung finden.

**Mütter.** Schauspiel in 4 Akten von Hemalo. Kommissionsverlag Fritz W. Glaße, Berlin-Reinickendorf 1.

**Parteipolitik und Gemeindeverwaltung.** Mit einem Reformvorschlag für die Zusammensetzung der Stadt- und Gemeindeparlamente. Von Karl Heinrich Panhorst. Meyersche Hofbuchhandlung, Detmold.

Zu beziehen durch die
**Goethe-Buchhandlung Halle a. S.,** Gr. Ulrichstraße 53, Fernruf 4520 u. 1630.

„Ich bin Preuße. Reite augenblicklich auf der Elfe. Wollte eigentlich Kaufmann hier werden. — Na — aber das wird wohl nichts. Ich bin alter Graudenzer Feldartillerist. Seit dem Frühjahr außer Dienst. Wie das jetzt so geht ... Man sucht nach einem passenden Beruf und sucht ..."

„Wird schließlich Stiefelputzer oder Zeitungsträger. Viel mehr bleibt uns doch heute nicht."

Wieder lachte der Schlanke. Diesmal mit einem Klang, in dem Hohn und Verbitterung mitschwangen.

„Und das sind noch selbständige Berufe. Andere werden Pferdeknechte, Feldhüter oder Nachtwächter. Man lese nur einmal die Inserate in den Zeitungen. Schnell weiß man, wie hoch wir heute eingeschätzt werden. Wem hätte das während der Kriegsjahre draußen geträumt?"

Frau Annelies von Elgott hatte die Rotzunge bewältigt. Mit langen, schlanken Fingern legte sie das Fischbesteck auf den Tellerrand beieinander. Und aus den mandelförmigen Braunaugen ging ein langer prüfender Blick über ihren Nachbarn hin. Dieser eine in Dingen des Geschmackes unfehlbare Blick empfand das schlanke sympathische Männergesicht, die Kultur in Kleidung und Haltung, die gepflegten Finger des Herrn Erkert da als freundliche angenehme Dinge.

Und jetzt streichelte von neuem auch die weiche, klingende Männerstimme über ihr Empfinden.

Denn der Oberleutnant Erker sprach mit ihrem Mann über den Krieg und die erlittenen Verwundungen. Hauptmann von Elgott erzählte, daß er als Kompagnieführer in das Feld gezogen, nacheinander Divisionsadjutant und Bataillonsführer gewesen sei.

Und er drehte seinen Stuhl ein wenig nach rechts, so daß Erkert an dem Bein des Herrn von Elgott vorbeisehen konnte.

„Prothese ... Vom Knie ab." Dann wies er auf eine Narbe über dem linken Auge. „Kopfschuß. Ich bin gesichert — oben und unten. Habe genug — Imperialismus und auch für mein Empfinden. In die heutige republikanische Truppe passe ich wohl auch mit meinen Ansichten nicht mehr hinein."

„Und nun? — Wenn ich fragen darf?"

„Ja — wer weiß? Vorläufig will ich mich mal ein bißchen verschnaufen. Ich hab's verdient. Vielleicht kaufe ich mir später ein Gut. Kommt Zeit — kommt Rat."

Leise und gedämpft durch die den Flaschenhals umhüllende Serviette hörte man von der Anrichte her den Knall der springenden Sektpropfen.

Drüben am Nebentisch erhob ein wein- und sangesfroher Zecher im vorzeitigen Ueberschwang gelöster Empfindungen die lustige Stimme. Gehemmt vorläufig noch, aber doch schon bereit zu begeisterten Taten.

„Ich wollt, ich läg zur Stunde
am Heidelberger Faß,
den offenen Mund am Spunde
und träumt, ich weiß nicht was."

Breiter und freudenrosiger umspann der Alkohol die Menschen mit frohem Behagen.

Und auch durch den Hauptmann von Elgott ging ein Strom von Genußverlangen und Leichtsinn. Klatschend schlug er die beringte Hand zu der Herzegend.

„Hier sitzt noch der alte Murr. Wenn die Pfropfen knallen, bin ich gesund wie einst. Ach das Leben ... Was macht's mir dann. Ich trinke! ..."

Aber als er die grüne Moselflasche hob, erwies sie sich als leer. Vergnügt lächelnd sah er den Kameraden an.

„Darf ich Sie zu einem Glase Sekt einladen? Ach natürlich. Sagen Sie nicht nein."

Und er langte sich die Karte. Winkte dem Kellner.

Frau von Elgott wendete die großen braunen Augen zu dem Nachbarn herum.

„Was führt Sie nach Dresden? Als Ostdeutschen, wenn ich richtig verstand?"

„Endgiltige Frau — das Leben wirft einen in dieser Zeit umher, man weiß nicht wie. Wir alle Entwurzelten sind ja auf der Suche nach dem täglichen Brot. Suchen es bald hier — bald dort. Und finden es doch kaum so, daß es sättigt, — geschweige denn innere Befriedigung schafft. So geht es auch mir. Meine Mutter schickte mich zu einem Verwandten, der hier ein Textilwarengeschäft en gros besitzt. Ich weiß nicht —" er lachte sein charmantes Lachen zu der schönen Frau hinüber — „vielleicht sollte ich mich hier auch in ein pausbäckiges Kusinchen verlieben. Wie Mütter so sind: Geschäft und Liebe geht oft bei ihnen über einen Leisten. Und nun enttäusche ich beide — meinen Onkel hinsichtlich seiner Tetzlwaren, meine Mutter hinsichtlich des Kusinchens. Ich mag weder die einen, noch die andern. Item — ich baue ab. Fahre in den nächsten Tagen schon heimwärts."

Auch Hauptmann von Elgott horchte auf. „Dann ist das ja ein kurzes Vergnügen für uns." Und Frau Annelies fragte weiter: „Nach Ostpreußen gar?"

„Am liebsten ja. Ich bin in Königsberg geboren. Gerne ginge ich dort hin. Aber meine Mutter wohnt seit Jahren in Zoppot. Zu ihr will ich zunächst. Und — gnädige Frau, sagen Sie, was Sie wollen — ich sehne mich nach der ostdeutschen Heimat. Trotz Polen und Bolschewisten."

„Das ist brav!" Frau von Elgott reichte ihm die lange schmale Rechte. „Kommen Sie Herr Landsmann. Auch ich bin Ostpreußin. Meine Eltern hatten bis vor Vaters Tod ein Gut bei Insterburg."

Während sich die beiden in ostpreußische Heimatsbeziehungen einspannen, ließ Hauptmann von Elgott den schäumenden Sekt langsam in die schräg geneigten Sektkelche fließen. Perlen des Frohsinns gleich hebte er die Bläschen, die da aus dem Flaschenhalse hüpften und eilten. Die in den Spitzgläsern quirlten und zischten. Sich lustig blähten und sprangen ...

Miniatürleibchen, die übermütig keschernde Geister der Freude platzend gebärten.

Das Leben bejahten ... Den Griesgramen erschlugen.

Mit leuchtendem Auge erhob er das Glas.

„Nun bläst der Leichtsinn wieder mal Appell. Halloh unser Wohl." Und er trank mit langem durstigen Schluck sein Glas leer. „So geht es mir stets," sagte er dann. „Trinke ich Sekt, streiche ich ein — nein vier, fünf häßliche Lebensjahre glatt durch. Schraube mich zurück. Werde leichtsinnig und jung. All das Trübe verblaßt. Das Leben lockt rosenrot. Tausend Sprühtteufelchen im Glase winken mir zu: Weißt Du noch einst?"

„Einst" begann er zu erzählen.

„Vom Lebensglück — der alten schönen Zeit ...

Königs-Grenadier in Liegnitz war er gewesen. Leichtsinnig, verwegen, ein flotter, schneidiger Kerl.

„Glauben Sie mir alten Krüppel das heute noch?"

Ja — Erkert glaubte das gerne.

„Es gab keinen Leichtsinn, den ich gescheut. Die Frauen — ach, Annelies, heute aus der Riesendistanz kann ich's wohl sagen — der Wein, die Karten — — nichts war vor mir sicher. Pferde und Wechsel habe ich geritten — mein Vermund wußte ein Lied davon zu singen. Einst — in ferner, ferner Zeit. Heute scheint's mir wie ein Traum. Nur dem Wein blieb ich treu. Der Sekt schäumt auch noch heut. Und zwei braune Augen locken wie einst ...

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210825022/fragment/page=0002